

Axel Honneth

Hoffnung in hoffnungslosen Zeiten. (Bloch-Preis)

Dass Hoffnung Gründe braucht, um mehr zu sein als ein vages Sehnen, hat Ernst Bloch nie bezweifelt. Von Beginn an war er der Überzeugung, dass das in unserer Natur angelegte Bedürfnis, eine zukünftige Verwirklichung unserer Wünsche und Absichten zu erhoffen, der Unterstützung durch theoretisches Wissen bedürfe, wenn aus der diffusen Erwartung ein gewisses Vertrauen auf einen geglückten Ausgang werden sollte. Die Idee, dass das Hoffen erlernbar und lehrbar sein müsse, dass es mithin eine „docta spes“, eine unterrichtete Hoffnung geben könne, gehört zum innersten Bestand der Philosophie Ernst Blochs;¹ sie besagt, dass wir lernen können, unser affektiv verankertes Intendieren eines Besseren theoretisch zu untermauern und damit der Zuversicht anzunähern, indem wir ihm Gründe unterlegen, die das Eintreten der erhofften Zustände wenn auch nicht erwartbar, so doch wahrscheinlich erscheinen lassen.

Nun leben wir freilich in Zeiten, in denen uns die Gründe für eine solche Verwandlung der Hoffnung in eine theoretisch fundierte Zuversicht abhanden gekommen scheinen. Man muss sich nur umtun in den Stimmungslagen großer Teile der Bevölkerung, um sich ein deutliches Bild vom Mangel jeder auf die Zukunft gerichteten Zuversicht zu machen: Kaum jemand dürfte heute sein Unbehagen über die sozioökonomischen Zustände, über die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich oder die Unbeständigkeit der Beschäftigungsverhältnisse, noch mit dem Vertrauen darauf verbunden wissen, dass sich all das aus allgemein einsehbaren Gründen schon in absehbarer Zeit zum Besseren wird wandeln können; die deprimierende Erfahrung, für die eigene Lage in unsicherer Arbeit oder bei geringstem Auskommen nicht selbst verantwortlich zu sein, im Gegenteil, sein Möglichstes zur eigenen Besserstellung getan zu haben, wird kaum mehr durch das zuversichtliche Gefühl begleitet, daran etwas mit vereinten Kräften bald ändern zu können. Nicht nur mangelt es an utopischen Visionen, die unsere Empfindungen derart mitreißen, unsere Phantasien so sehr in Erregung versetzen könnten, dass wir allen Kleinmut fahren

¹ Vgl. Henning Tegtmeier, „Braucht Hoffnung Gründe? Ernst Bloch über das Hoffen als Affekt und Tugend“, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 60 (2012), H.1, S. 31 – 48.

lassen und mutig nach Verbündeten im Kampf gegen die bedrückenden Verhältnisse suchen; vielmehr scheint uns bereits die subjektive Resonanz für solche Bilder einer besseren Zukunft zu fehlen, so dass, gäbe es sie, wir unempfindlich für ihre ermutigenden Botschaften blieben. Allerdings ist diese elementare Ansprechbarkeit auf Vorstellungen eines Besseren, folgen wir Bloch, bei uns Menschen niemals restlos ausrottbar; sie ist, so glaubt er, als ein Affekt so tief in unserer Triebnatur beheimatet, dass sie alle Anfeindungen und Enttäuschungen überleben müssen: Wunschlos zu sein, vor uns hinzuleben, ohne etwas Besseres für die Zukunft zu erstreben, gehört nicht zu den uns Menschen gegebenen Möglichkeiten. Also stellt sich angesichts der beschriebenen Situation die Frage, woran es uns fehlt, wenn wir die existierenden Verhältnisse zwar beklagen, gleichzeitig aber nicht mehr über die Fähigkeit zur Antizipation einer Wendung zum Besseren verfügen: Sind es doch nur realistische Visionen eines gerechteren, weniger konkurrenzhaften Zusammenlebens, an denen es uns gegenwärtig mangelt, oder reicht die normative Richtungslosigkeit unseres Unbehagens tiefer, ist unsere Hoffnungsfähigkeit selbst inzwischen in Mitleidenschaft gezogen?

Man wird Ernst Bloch zunächst wohl darin recht geben müssen, dass es wenig plausibel ist, von einem Verschwinden all unserer Hoffnungsfähigkeit zu sprechen; wenn schon das Kind während der Schulzeit davon träumt, endlich bald Ferien zu haben, um mal wieder frei und unbekümmert in den Tag hinein leben zu können, wird auch der Erwachsene sich einen Teil dieses Vermögens zur imaginären Vorwegnahme größerer Freiheiten oder glücklicher Ausgänge bewahrt haben. Allerdings spielen wir mit diesen Beispielen auf Fälle an, in denen der Hoffende gewöhnlich auf Gründe rekurren kann, die ihm die Wahrscheinlichkeit eines Erreichens der erhofften Zustände plausibel machen: Die Schülerin kann den Kalender heranziehen, um in Erfahrung zu bringen, dass bei ungestörtem Verlauf der Ereignisse die Ferien nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen dürften; der schwer erkrankte Patient, der auf Heilung hofft, kann sich im Internet ermutigende Auskunft über ähnlich gelagerte Krankheitsfälle besorgen, die zeigen, dass trotz negativer Prognosen die Wendung zum Guten stets doch noch eintreten kann. Gewiss, in den beiden Beispielen sind die jeweils zur Untermauerung der Hoffnung herangezogenen Gründe von erheblich unterschiedlichem Sicherheitsgrad: Im ersten Fall ist die Wahrscheinlichkeit extrem hoch, dass die erhofften Zustände tatsächlich eintreten werden, im zweiten Fall ist sie verhältnismäßig

gering, reicht aber aus, um der vagen Hoffnung eine gewisse Stabilität und Kraft zu verleihen. Ob im zweiten Fall die schwache Aussicht auf ein nicht gänzlich auszuschließendes Eintreten des erhofften Zustands sogar genügt, um den Überlebenswillen des Kranken zu erhöhen, ist in unserem Zusammenhang ebenfalls eine nicht unbedeutende Frage; sie macht nämlich darauf aufmerksam, dass die Chancen zur Realisierung von erhofften Ereignissen möglicherweise umso höher sind, je stärker sich der Hoffende durch vermeintliche oder triftige Gründe in seinem Willen bekräftigt sieht, selbst an der Herbeiführung jener Ereignisse mitzuwirken. Die Erreichbarkeit intendierter Zustände wächst, wie William James gezeigt hat, mit dem Grad, in dem wir daran glauben, über die Fähigkeiten zu ihrer Herbeiführung von uns aus zu verfügen;² und dieses Selbstvertrauen dürfte wiederum nicht unabhängig von der Wahrscheinlichkeit sein, mit der wir mit dem Eintreten solcher erhofften Zustände rechnen können.

Kehren wir von hier aus wieder zum ungleich komplexeren Fall der Hoffnungslosigkeit ganzer Bevölkerungskreise zurück: Man leidet unter den depravierenden Verhältnissen, möchte sie lieber heute als morgen zum Besseren gewendet wissen, besitzt aber nicht die Hoffnung, dass sich in absehbarer Zeit wirklich etwas grundsätzlich ändern könnte. Zwei der zuvor genannten Einschränkungen fallen hier zusammen: Das individuell scheinbar unausrottbare Bedürfnis, sich Hoffnung auf eine Verbesserung des gegenwärtigen Zustands zu machen, findet in der sozialen Wirklichkeit nicht die Anhaltspunkte, die eine begründete Aussicht auf die tatsächliche Erreichbarkeit des Erhofften begründen könnten, woraus dann folgt, dass auch jegliches Vertrauen auf die eigenen Kräfte zur Bewirkung der ersehnten Veränderungen schwindet. Über keine Gründe zu verfügen, um noch an die mögliche Verwirklichung der eigenen Hoffnungen zu glauben, bedeutet gleichzeitig, keine aktiven Anstrengungen mehr unternehmen zu können, an den gegebenen Verhältnissen etwas zum Besseren zu wenden. Mangelnde Zuversicht und Willenslosigkeit sind, so ließe sich auch sagen, zwei Seiten ein und der gleichen Grundverfassung. An diesem Punkt unserer Vorklärungen stellt sich nun die Frage, ob wir über Vorstellungen einer Therapie, einer Art von Kur verfügen, die dazu in der Lage wäre, die Betroffenen von einer solchen lähmenden Aussichtslosigkeit zu befreien. Müsste eine derartige Heilung eher an der kognitiven Seite der Hoffnungslosigkeit

² William James, "The Will to Believe", in: ders., *Writings 1878-1899*, New York, N.Y. 1992 (The Library of America), S. 457 – 479.

ansetzen, also dort, wo es an begründeten Aussichten auf eine Realisierbarkeit von Verbesserungen mangelt, oder doch eher an der volitionalen Seite, mithin dort, wo es am Willen zum tatkräftigen Handeln fehlt. Oder hätte sich die Therapie gar mit beiden Seiten gleichzeitig zu beschäftigen, weil diese ja ein Paar bilden und sich, wie wir gesehen haben, wechselseitig bedingen.

Suchen wir im Werk von Ernst Bloch eine Antwort auf die damit umrissenen Fragen, so werden wir, wenn ich es richtig sehe, auf keine eindeutigen Aussagen stoßen. Natürlich wollte er mit seiner Philosophie mehr als nur eine Phänomenologie der menschlichen Hoffnungsfähigkeit und eine damit verknüpfte Archäologie abgesunkener oder vom Vergessen bedrohter Utopien liefern; stets sollte im selben Zug auch eine Tugendlehre des Hoffens entwickelt werden, eine Unterweisung also in das Vermögen, den anfänglichen Affekt weiter zu bilden und ihn bis zur Vortrefflichkeit heranreifen zu lassen.³ Aber wie wir es zu dieser Meisterschaft sollen bringen können, wenn uns das leiseste Vertrauen auf die Realisierbarkeit unserer aufs Soziale gerichteten Wünsche und Absichten fehlt, wird im Werk Blochs eigentlich nicht beantwortet; viel ist dort zwar mit Aristoteles von der inneren Potenzialität alles Wirklichen die Rede, von der Kraft, die jedem Lebendigen innewohnt, über den je gegebenen Zustand hinauszustreben, nur dass vollkommen undurchsichtig bleibt, inwiefern solche ontologischen Spekulationen uns hier und heute Gründe für Zuversicht liefern können sollten. Sind wir in unserem sozialen Dasein verzagt, sehen wir keine empirischen Anhaltspunkte, warum sich die Lage in absehbarer Zeit zum Besseren wenden sollte, so wird uns eine Ontologie der Dynamik alles Wirklichen nicht vom Gegenteil zu überzeugen vermögen; um das Hoffen wieder zu erlernen, um mit der Zuversicht auch neue Willenskraft zu gewinnen, bräuchten wir vielmehr Gründe, die uns glaubhaft und nachvollziehbar vor Augen führen, dass die gesellschaftliche Entwicklung erneut eine Richtung zur Verbesserung unserer Lage nehmen könnte. Aber an dieser Stelle, an der es auf empirische Wahrscheinlichkeiten und Plausibilitäten ankäme, lässt uns die Philosophie Blochs, überspitzt gesagt, im Regen stehen; sie fertigt uns mit ontologischen Versicherungen ab, wo wir doch nach konkreten Anhaltspunkten für Möglichkeiten des Fortschritts im Hier und Jetzt hungern.

³ Vgl. erneut: Henning Tegtmeier,

Nur in einem seiner Bücher, der großartigen Studie über „Naturrecht und menschliche Würde“,⁴ hat Bloch dieses Desiderat seiner Philosophie der Hoffnung zu beheben gewusst. Darin wird weder eine Phänomenologie der zukunftsbezogenen Gefühlseinstellungen noch eine Archäologie versunkener Utopien entwickelt; stattdessen findet sich hier in stilisierter Form ein Prozess der Rückerinnerung vorgeführt, in dem die Kämpfe zu Bewusstsein gebracht werden, die seit dem 16. Jahrhundert im Namen des Naturrechts zur Durchsetzung menschlicher Würde und Integrität bestritten wurden. Der Unterschied zwischen einer Archäologie und einer Erinnerung besteht darin, dass in dieser eine Kontinuität von einem vergangenen zu einem aktuellen Bewusstseinszustand hergestellt werden soll, während in jener, der Archäologie, umgekehrt gerade der Kontrast eines Stücks der Vergangenheit zur Gegenwart hervorgehoben werden soll, um uns mit Hilfe des Abstands etwas Überraschendes an unseren heutigen Praktiken bewusst zu machen. Insofern ließe sich sagen, dass Bloch mit seinem Versuch, die Geschichte jener sozialen Kämpfe in Erinnerung zu rufen, etwas vollständig anderes unternommen hat als in denjenigen seiner Studien, in denen er uns archäologisch verschüttete Utopien vor Augen geführt hat. Interessant ist nun aber auch, dass das Erinnern in einem komplementären Verhältnis zum Hoffen steht, wenn sich dieser zweite, nach vorne gerichtete Bewusstseinsakt, also das Hoffen, auf einen gewissen Grad an Sicherheit gewährende Gründe stützen kann: Je stärker nämlich die empirischen Anhaltspunkte dafür sind, dass sich das Ersehnte erfüllen könnte, desto eher verhält sich die Hoffnung wie das zukunftsgerichtete Gegenstück zum vergangenheitsbezogenen Bewusstseinsmodus des Erinnerns. Rekapitulieren wir im Erinnern diejenigen Stadien der Vergangenheit, über die wir mutmaßlich in unseren gegenwärtigen Zustand gelangt sind, so wird dieser vergangene Prozess im wissenschaftlich gestützten Hoffen in die Zukunft hinein verlängert, um dadurch gewisse Anhaltspunkte in Hinblick auf den wahrscheinlichen Ausgang zu gewinnen. Das damit umrissene Verhältnis von Erinnern und Hoffen gibt uns nun die Möglichkeit, so denke ich, noch einmal neu und besser gewappnet über die Aussichten einer Therapie jenes gegenwärtigen Bewusstseinszustands nachzudenken, in dem mangelnde Zukunftsgewissheit und Willenslosigkeit ein trostloses Paar bilden.

⁴ Ernst Bloch, *Naturrecht und menschliche Würde*, Frankfurt/M.

Jemand, der einen solchen Weg der therapeutischen Verknüpfung von Erinnern und Hoffen eingeschlagen hat, war Immanuel Kant. Konfrontiert in seiner Zeit mit ähnlichen Phänomenen, wie wir sie zuvor für die Gegenwart benannt haben - schwelende Fortschrittsskepsis und daraus resultierende Mutlosigkeit - , schlug er vor, auf dem Weg einer Erinnerung an geschichtlich bereits erfolgreich unternommene Schritte der sozialen Verbesserung die Hoffnung auf deren Fortsetzbarkeit in die Zukunft hinein zu stärken. Allerdings war Kant sich, möglicherweise stärker als Bloch, darüber im klaren, dass ein solches Unterfangen nicht einfach auf einen tatsächlich hinter uns liegenden Fortschrittsprozess rekurrieren konnte; zur Annahme eines objektiven, mit den Mitteln theoretischer Vernunft feststellbaren Gangs der menschlichen Geschichte in Richtung kumulativer Verbesserungen gab es nach seiner Meinung keinen Anlass, war das geschichtliche Geschehen doch faktisch eher von ständigen Rückschlägen, wiederkehrenden Siegeszügen der Machthabenden und brutalen Niederhaltungen des gemeinen Volkes gekennzeichnet. Daher dachte sich Kant die Erinnerung, die es zu stiften galt, um aus Fortschritten in der Vergangenheit Zuversicht über die moralische Wirksamkeit des eigenen Handelns in der näheren Zukunft zu gewinnen, als Aufgabe einer hypothetischen Konstruktion: Der bisherige Geschichtsverlauf sollte vom engagierten Philosophen nach Möglichkeit so dargestellt werden, dass in ihm mit einer gewissen Glaubwürdigkeit ein gerichteter Prozess der moralischen Verbesserung erkennbar würde, weil uns nur auf diese Weise zugleich Anhaltspunkte für die Realisierbarkeit unserer gegenwärtigen Hoffnungen und für die Wirksamkeit unseres eigenen Handelns geliefert würden.⁵ Für Kant ist an dieser hypothetischen Konstruktion eines hinter uns liegenden Fortschrittsprozesses beides gleichermaßen wichtig, die Plausibilität, mit der sie uns als empirisch nachvollziehbar überzeugen könnte, und die suggestive Kraft, mit der sie uns im Hier und Jetzt zur aktiven Fortsetzung der momentan liegengelassenen Verbesserungen ermutigen würde. Ja, wahrscheinlich sollte man sogar sagen, dass beide Gesichtspunkte für Kant unmittelbar zusammenhängen: Je plausibler die Konstruktion eines eventuellen Fortschrittsprozesses in der geschichtlichen Vergangenheit sein würde, desto eher würde sie den verzagten Subjekten in der Gegenwart den Anstoß geben, ihre schon preisgegebenen Hoffnungen auf zukünftige Besserstellungen wieder für realisierbar zu halten und damit an deren Realisierung

⁵ Vgl. dazu: Axel Honneth,

tatkräftig mitzuwirken. Eine Übertragung dieser therapeutischen Maßnahme Kants auf unsere heutigen Zeiten würde also bedeuten, bei aller Undurchsichtigkeit des welthistorischen Geschehens im Ganzen in ihm eine plausible Linie des moralischen Fortschritts freizulegen, die die suggestive Kraft hätte, uns Zuversicht in deren Fortführung zu vermitteln.

Was nun die Konstruktion eines solchen Fortschrittsprozesses in der menschlichen Geschichte anbelangt, so hat Kant in seinen geschichtsphilosophischen Schriften mit einer Reihe von alternativen Mechanismen gespielt, die dessen Zwangsläufigkeit möglichst überzeugend erklären können sollten; neben der spekulativen Annahme einer „Naturabsicht“, nach der wir uns vorzustellen haben, dass die Natur uns großzügiger Weise mit der Fähigkeit zu unumkehrbaren Verbesserungen unserer moralischen Verhältnisse ausgestattet habe, findet sich unter diesen Alternativen auch die uns viel näherliegende Vorstellung, der Fortschritt sei durch eine langgezogene Kette sozialer Konflikte zustande gekommen.⁶ Zwar führt Kant an derartigen Stellen als Triebfeder der wiederkehrenden und nach vorne treibenden Konflikte die menschliche Neigung an, stets nach individueller Auszeichnung im Kreis der Gemeinschaft zu streben, so dass es letztlich Scharmützel um Ruhm und Ehre sind, die moralische Verbesserungen im Laufe der Geschichte bewirkt haben können sollen; aber dieses Erklärungsmodell lässt sich unschwer von solchen Ingredienzien auch wieder befreien, um es dadurch der Vorstellungswelt von Blochs „Naturrecht und menschliche Würde“ anzunähern: Als Mechanismus, der uns glaubwürdig verständlich machen könnte, warum wir uns stets schon in einem Prozess moralischen Fortschritts befinden, hätte dann die Vorstellung zu gelten, dass bislang ausgeschlossene Gruppen auch gegen beharrlichen Widerstand immer wieder versucht haben, die Anerkennung der jeweils herrschenden Gemeinschaft zu finden und auf diesem Weg den Kreis der mit moralischer Stimme und Würde ausgestatteten Subjekte schrittweise zu erweitern.⁷ Mit Anleihen bei John Dewey⁸ und Karl Marx, dem in seiner Idee eines die menschliche Geschichte durchziehenden Klassenkampfes vielleicht Ähnliches vorgeschwebt hat,⁹ könnte dieses Erklärungsmodell zu einem

⁶ Vgl. zu diesem Erklärungsmodell Kants, das in der Terminologie deutlich an Rousseau anschliesst: Yovel,

⁷ Vgl. dazu: Axel Honneth, *Die Idee des Sozialismus. Versuch einer Reaktualisierung*, Berlin 2015,

⁸ John Dewey, *Lectures in China, 1919-20*, Honolulu 1973.

⁹

Ansatzpunkt der Veranschaulichung einer gewissen Unvermeidbarkeit sozialen Fortschritts auch in der näheren Zukunft werden; denn warum sollte eine zwar nicht kontinuierliche, aber doch auch nie vollständig abgerissene Abfolge sozialer Kämpfe, die schon in der hinter uns liegenden Geschichte eine wachsende Inklusion in die Gemeinschaft gleichberechtigter Subjekte bewirkt hat, mit einem Mal wie aus dem Nichts zum Erliegen gekommen sein?

Allerdings war Kant der Meinung, dass es mit der theoretischen Plausibilisierung eines Fortschrittsprozesses in der menschlichen Geschichte nicht sein Bewenden haben könne. Wenn ein demoralisiertes, an der eigenen Wirkmächtigkeit zweifelndes Volk tatsächlich wieder zur Rückgewinnung von Mut und Zuversicht bewegt werden sollte, bedurfte es aus seiner Sicht zusätzlich noch einer Freilegung von Motiven, warum die an der geschichtlichen Vergangenheit plausibel gemachten Verbesserungen tatsächlich zum Ansatzpunkt weiterer Verbesserungsbemühungen gemacht werden sollten; zur hypothetischen Fortschrittsgeschichte musste, so war Kant überzeugt, deren Veranschaulichung an markanten Ereignissen der jüngeren Geschichte hinzutreten, sollten die Beteiligten wirksam zur Wiedererlangung eines Willens zum aufbegehrenden Handeln ermutigt werden. Die Idee des „Geschichtszeichens“, bis heute in ihrer Produktivität und Brauchbarkeit für unser Thema weit unterschätzt, stellt Kants großartige Lösung für dieses Problem dar; sie soll besagen, dass in unseren eigenen Zeithorizont fallende Ereignisse dann Energien zur tatkräftigen Fortsetzung des einmal begonnenen Fortschrittsprozesses freizusetzen vermögen, wenn sie als im moralischen Interesse aller, auch der unbeteiligten Zuschauer dargestellt werden können - die symbolische Präsentation einer jüngst stattgefunden habenden Reform oder Revolution als eines Ereignisses, das allgemein begeisterte Zustimmung gefunden hatte und deswegen als eine unumkehrbare Schwelle in der Vervollkommnung unseres sozialen Zusammenlebens markierte, sollte das Volk aufgrund dieser enthusiastischen Akklamation motivieren, den vorgezeichneten Weg entschlossen weiterzuverfolgen.¹⁰ Markierte für Kant ein solches Ereignis in seiner Zeit die Französische Revolution, so lässt sich die Liste derartiger Ereignisse heute unschwer von damals bis in die jüngere Vergangenheit hinein verlängern: Die Erstreitung sozialstaatlicher Maßnahmen durch die Arbeiterbewegung, die Erkämpfung des

10

Wahlrechts für Frauen durch die feministische Bewegung, die Aneignung von Gleichheitsrechten durch die schwarze Bürgerrechtsbewegung, die Eroberung von Freiheitsrechten für sexuelle Minderheiten - all das sind Vorgänge gewesen, die inzwischen in der kollektiven Rückerinnerung kraft symbolischer Verdichtungen an bestimmte, konkrete Begebenheiten gebunden sind, die im Sinne Kants durchaus als „Geschichtszeichen“ gedeutet werden können. Denn wie mit Blick auf die Französische Revolution können wir uns auch mit Bezug auf die soeben genannten Vorgänge gar nicht mehr so recht vorstellen, wie die Argumente gestrickt sein sollten, mit denen die sozialen Zustände vor den jeweiligen Durchbrüchen, der Status quo ante also, heute gerechtfertigt werden könnten; ein Besuch des gerade angelaufenen Films „Suffragette“ genügt, um sich klar zu machen, wie schlechterdings unnachvollziehbar die Plädoyers jener Männer in unseren Ohren klingen, die sich vor nicht mehr als hundert Jahren noch gegen die Zuerkennung des Wahlrechts an Frauen ausgesprochen haben. Je kürzer aber der zeitliche Abstand zwischen den historischen Ereignissen ist, auf die wir von heute aus als solche kaum mehr zu unterschreitende Schwellen unseres moralischen Zusammenlebens zurückblicken können, desto deutlicher geben sie für uns eine Linie zu erkennen, in der wir einen Fortschritt zu erblicken genötigt sind; wir würden nämlich unsere eigenen sozialen Praktiken, aber auch unser heutiges Unverständnis gegenüber den damals vorgebrachten Argumenten, gar nicht angemessen verstehen und als richtig empfinden können, wären wir nicht gleichzeitig davon überzeugt, dass es gut und gerechtfertigt war, jene alten Sozialregeln hinter uns gelassen zu haben. Es ist das kaum zu erschütternde Vertrauen darauf, dass etwas moralisch Richtiges stattgefunden hat, als der Sozialstaat eingerichtet, das Frauenwahlrecht etabliert, die Rechtsgleichheit den amerikanischen Schwarzen zuerkannt und das Freiheitsrecht den sexuellen Minderheiten eingeräumt wurde, welches uns heute die Zuversicht geben kann, auf einem gesellschaftlichen Sockel von bereits errungenen Fortschritten zu leben, die es fortzusetzen gilt.

Kant, um auf ihn zurückzukommen, hat sich von einer solchen symbolischen Veranschaulichung moralischen Fortschritts eine Ermutigung des Volkes zur Fortsetzung des einmal begonnenen Weges erhofft; von einem vergangenen moralischen Durchbruch, als Geschichtszeichen repräsentiert, sollte eine enthusiastierende, in Begeisterung versetzende Wirkung ausgehen, die auch diejenigen zur Zuversicht auf weitere Verbesserungen würde anstacheln

können, die ihr Leben bislang in Mut- und Hoffnungslosigkeit verbracht haben. Mir scheint es, dass diese Lehre Kants das einzige Mittel ist, das uns heute zur Verfügung steht, um Hoffnung in hoffnungslosen Zeiten vielleicht doch noch einmal zu entfachen; eine „docta spes“, wie sie von Ernst Bloch ersonnen wurde, muss sich der von Kant empfohlenen Therapie bedienen, will sie Gründe liefern, warum eine mutlos gewordene Bevölkerung erneut Vertrauen in die Wirkmächtigkeit der eigenen Kräfte gewinnen soll. Zwei Komponenten waren es, so haben wir gesehen, aus denen sich Kant seine Kur zusammengesetzt dachte, eine eher theoretische und eine stärker motivationale: Zunächst sollte gegen allen empirischen Augenschein eine hypothetische Linie des moralischen Fortschritts durch die menschliche Geschichte gezogen werden, die uns plausibel zu machen hat, dass es keinen Grund gibt, an der Wirkmächtigkeit unseres Strebens nach Besserungen zu zweifeln; was in der Vergangenheit von Erfolg gekrönt war, so Kants Argument, kann auch in Zukunft Früchte tragen und damit Anhaltspunkte dafür liefern, sich das Vertrauen auf die Realisierbarkeit der eigenen Hoffnungen zu bewahren. Überzeugt davon, dass eine solche bloß theoretische Versicherung nicht ausreichen würde, um der Hoffnung auch die erforderlichen Flügel der Tatkraft zu verleihen, hat Kant aber seiner Therapie noch ein zweites, motivationales Element beigelegt; dieses sollte darin bestehen, jüngst erfolgte Durchbrüche zum moralisch Besseren in der Weise als „Geschichtszeichen“ zu deuten, dass an deren Befürwortung durch alle unbeteiligten und wohlgesonnenen Zuschauer die zaghaft Hoffenden in Erfahrung bringen können, auf dem richtigen, nämlich allgemein zustimmungsfähigen Weg zu sein; und eine moralische Tat, die eine solche universelle Billigung erhalten hat, so Kants Argument in diesem zweiten Schritt, setzt auf Seiten der Handelnden neue, ungeahnte Kräfte frei, den bisherigen Schritten weitere folgen zu lassen. Theoretische Versicherung, in einen geschichtlichen Prozess des Fortschritts hineinversetzt zu sein, und praktische Ermutigung, diese Entwicklungen hin zum Besseren durch eigenes Handeln tatkräftig fortzusetzen, das waren die beiden therapeutischen Mittel, durch deren Anwendung Kant zur Wiederentfaltung von Hoffnung in mutlosen Zeiten beizutragen hoffte.

Übertragen wir diese Empfehlungen auf unsere gegenwärtige Lage, so scheint mir klar, was uns, die wir Blochs Insistieren auf die praktische Triebfeder der Hoffnung nicht preisgeben wollen, als intellektuelle Aufgabe heute gestellt ist; die beiden Komponenten, mit denen Kant seine geschichtsphilosophische Kur versehen hat,

müssen wir auf die erheblich veränderten Bedingungen anzuwenden versuchen, um dadurch Gründe und Motive einer Wiederorientierung an veränderndem, nach vorne gerichtetem Handeln neu zu beleben. Als erstes fällt bei einem solchen Vorhaben ins Auge, dass es auch heute an jeder überzeugenden Vorstellung eines von der Vergangenheit aus in die Zukunft weisenden Fortschritts mangelt: Nicht unähnlich der Situation, mit der Kant sich konfrontiert sah, könnte ein zentraler Grund für die gegenwärtig grassierende Hoffnungslosigkeit der Umstand sein, dass nicht einmal in vagen Umrissen eine hinter uns liegender Linie sozialer Verbesserungen erkennbar ist, auf die sich begründete Annahmen hinsichtlich der Unvermeidlichkeit ihrer Verlängerung in die Zukunft hinein stützen könnten. Das Verblassen allen Gefühls dafür, von einem Prozess gerichteten Wandels zum Besseren getragen zu sein, wäre dann eine wesentliche Ursache für den lähmenden Mangel an Zuversicht, von dem große Teile der Bevölkerung heute erfasst sind; und mit Kant hätte die angemessene Kur dieser Mutlosigkeit darin zu bestehen, mit Hilfe einer möglichst überzeugenden, allgemein nachvollziehbaren Erzählung einen Sinn für die in der Vergangenheit erzielten Fortschritte überhaupt erst wieder zu wecken, so dass sich daraus ermutigende Rückschlüsse auf die Wahrscheinlichkeit ihrer Fortsetzung in der Zukunft ziehen ließen. Ich habe bereits angedeutet, wie ich mir den sozialen Mechanismus vorstellen könnte, mit dessen Hilfe ein solcher Prozess moralischen Fortschritts in möglichst plausibler Weise zu erklären wäre; man müsste sich auf theoretische Anregungen von John Dewey und Marx zurückbesinnen, um den Kampf sozialer Gruppen um gesellschaftliche Anerkennung und Einbeziehung zum Schlüssel einer Deutung dafür zu machen, warum zwar nicht kontinuierlich, aber doch unaufhaltsam der Grad der Inklusion in die moralische Gemeinschaft angewachsen ist und damit der Umfang der wechselseitigen Anteilnahme im Laufe der Zeit gravierend zugenommen hat – demonstrierbar sowohl an neuen Rechtsgrundsätzen wie auch an gewandelten Verhaltenspraktiken. Aber mit der Illustrierung eines solchen Prozesses moralischen Fortschritts sollte es ja, folgen wir Kant, nicht getan sein; über die theoretische Versicherung hinaus, von einem hinter uns liegenden Strom der sozialen Verbesserungen getragen zu sein, bedurfte es seiner Meinung nach auch noch der motivationalen Ermutigung, jene bereits erfolgten Verbesserungen mit eigenen Kräften weiter nach vorne zu treiben. Ich wundere mich seit langem, wie gesagt, warum das von Kant für diesen Zweck ersonnene Instrument des „Geschichtszeichens“ heute nicht breitere Anwendung findet unter

denen, die ein Interesse an der Wiederbelebung eines Geistes des Aufbegehrens und des Widerstandes haben; die politischen Erfolge der jüngeren Vergangenheit symbolisch in der Weise darzustellen, dass sie uns wie Gedächtnismale die allseits begrüßten, kaum mehr rückgängig zu machenden Errungenschaften unserer eigenen politischen Kämpfe vor Augen führen, dürfte doch eines der wenigen methodischen Mittel sein, die uns zu Gebote stehen, um uns selbst und andere zur Fortführung unserer Anstrengungen zu motivieren - und obwohl es nicht so scheinen mag, gab es selbst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs genügend moralische Durchbrüche und Verbesserungen - die Einrichtung eines internationalen Gerichtshofes, die weltweite Billigung von Kinderrechten, um nur zwei zu nennen -, auf die wie auf geschichtliche Zeichen des Erfolgs emanzipatorischer Bemühungen zurückblicken können, um daraus Mut und Zuversicht zu schöpfen. Hoffnung in hoffnungslos gestimmten Zeiten zurückzugewinnen verlangt, so ist mit Kant zu lernen, die Aktivierung einer geschichtsphilosophischen Phantasie, die am Vergangenen unser eigenes Bewirken moralischen Fortschritts zum Leuchten bringt.